

# Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

38. Mittwoch, am 11. Mai 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

**Wilhelm Tell**, oder: „die freie Schweiz“ von Florian. Aus dem Französischen von Dr. J. Günther. Jena, Druck und Verlag von Friedrich Mauke. 1842. (92 Seiten. 8.)

Unschuld und Liebenswürdigkeit leuchten aus Florian's Schriften hervor, die mehr eine Gattung von Epopöen in Prosa, als wahre Romane sind. Sie sind sämmtlich in einem leichten, eleganten und korrekten Styl abgefaßt, und daher fortwährend gern gelesen worden. Florian's Galatée, Estelle, Numa Pompilius, Gonsalve de Cordove ou Grenade reconquise und Guillaume Tell ou la Suisse libre sind in Deutschland eben so verbreitet, wie in Frankreich. Der Guillaume Tell ist unstreitig das bedeutendste dieser Werke. Er erschien zuerst 1794, kurz vor seines Verfassers Ableben in Paris. Man sieht daraus, wie ernstlich sich Florian bemühte, auf dichterischem Wege Klarheit über die verworrenen Interessen seiner Zeit zu gewinnen. Eine deutsche Uebersetzung des Buches lieferte K. H. Seyfried im Jahre 1802 zu Pirna, eine zweite erwähnenswerthe K. Bock 1824 zu Eisenberg. An diese schließt sich nun die vorliegende des Dr. J. Günther an, welche den vierten Band der bei Mauke in Jena erscheinenden Taschenbibliothek klassischer Romane des Auslandes bildet. Sie ist im Ganzen gelungen zu nennen und eben so zu empfehlen, als die früheren Bände der gedachten Bibliothek, denen sie auch hinsichtlich der äußeren Ausstattung nicht nachsteht.

Adolf Hube.

**Galérie**. Novelle von Johannes Rudolphi. Leipzig, Kollmann. 1842. (238 Seiten. 8.)

Das erste größere Werk eines talentvollen Pseudonymen, der auf diese Weise wacker debütiert hat. Die Novelle spielt größtentheils in Südfrankreich, dessen Eigenthümlichkeiten gut geschildert werden und schließt dann, nachdem wir die Feldin und die mit ihr in Beziehung stehenden Personen unter wechselnden Schicksalen nach Paris begleitet haben, auf eine eben so überraschende wie natürliche Weise in einem fürstlichen Salon dieser Weltstadt. Die Charaktere, welche nicht aus langen

Beschreibungen, sondern aus den Worten und Handlungen der Personen sich herausstellen, sind gut gehalten und wir treffen auf keine Figur, welche der Autor eines bloßen Knalleffekts halber eingeschoben hätte. Die Situationen sind motivirt; es muß Alles so kommen, wie es kommt, und was uns vorzüglich gefallen hat, ist die Wahrnehmung, daß der Verfasser die Rache der Nemesis so taktvoll zu handhaben wußte. Der Untergang des Räubers Dominique und der Raubhehlerin Pirouchet, in dem unterirdischen Gewölbe, macht einen gewaltigen Eindruck und ist angemessener, als wenn Henker und Schafot dabei wären betheiligt worden. Es erregt ein unangenehmes Gefühl, wenn Novellisten und Dramatiker ihre Bösewichter ungestraft davon laufen lassen und man scheidet mit Mißvergnügen von einem solchen Werke. — Möchten wir Herrn Rudolphi bald wieder auf diesem Felde seiner Erfolge begegnen.

Die Ausstattung ist gut, der Schumann'sche Druck gefällig und korrekt.

Ladislaus Tarnowski.

**Des Wanderers Pilgerfahrt und Heimkehr.**

Liederkrantz von Alexander Patuzzi. Gedruckt bei E. Mübbling in Ulm. 1841. 92 Seiten. 8.)

A. Patuzzi bietet uns in dem vorliegenden Liederkrantz eine bunte Reihe von Bildern aus der Natur und dem menschlichen Leben und läßt dabei Gefühl und Reflexion auf vielfache Weise walten. Etliche dieser Bilder sind, sowohl was Inhalt, als was Form betrifft, gelungen zu nennen. Dahin rechnen wir Seite 29 „Landung,“ Seite 37 „die Eiche,“ Seite 24 „im Sturme,“ Seite 53 „Erkenntniß“ u. a. Manchem giebt ein wehmüthiger oder frommer Anhauch noch einen besonderen Reiz. Etliche aber tragen Fehler im Metrum und Ausdruck an sich. So grüßt z. B. Seite 47 ein Leichenstein mit trüber Geberde einen steinernen Gast und Seite 70 zertritt des Lebens Schritt mit höhnendem Munde manche Stunde. Und wer wollte das Trinklied Seite 13 schön finden, in welchem der Verfasser den Wunsch ausdrückt, daß die Erde ein mit Wein angefülltes Faß seyn, er selbst aber mit den Beinen am Him-

mel aufgehängt seyn möchte, so, daß er mit dem Munde das Faß erreichen, dasselbe in vollen Zügen leeren und selber zum Fasse werden könne? Uebrigens sind alle diese Lieder als auf flüchtiger Wanderung gesungen zu betrachten und werden in manches Herz und in manchen Geist hincinklingen, wie sie aus Herz und Geist entsprungen sind. Die äußere Ausstattung, in welcher sie uns dargereicht werden, ist einfach, aber ansprechend.

**Schill und seine Schaar.** Ein Büchlein, aus dem Volk und für das Volk, geschrieben von W. Cornelius. Mit vier Stahlstichen. Berlin und Stralsund, Verlag von W. Cornelius. 1842. (176 Seiten. 12.)

Dieses Büchlein ist, nach Angabe seines Vorworts, hinter den Gittern und Blechkästen der Hausvogtei entstanden, der Stoff zu seinem Inhalt aber ist aus dem Leben geschöpft; denn es wird uns darinne, hauptsächlich nach den Erzählungen von Augenzeugen, von alten Kriegern und glaubwürdigen Bürgern in Stralsund und Colberg, Schill's Leben und Tod in freimüthiger Weise dargestellt. Dieß geschieht theils in einem zweiaktigen Drama, bei dessen Entwerfung und Ausführung dem Verfasser „Wallenstein's Lager“ von Schiller vorgeschwebt hat, theils in drei kürzeren, meist erzählenden Gedichten, deren eines die Einnahme von Stralsund und Schill's Tod, die beiden anderen aber die Ruhestätte dieses Helden der deutschen Unabhängigkeit zum Gegenstande haben. Die Sprache, in der diese Stücke abgefaßt sind, ist einfach und allgemein verständlich, öfters derb und, wie der Verfasser selbst richtig sagt, weniger für die Salons, als für gut-deutsche Bürgerhäuser geeignet. Den Schluß des Büchleins bilden biographische Notizen über die Kampfgenossen Schill's, Mittheilungen, die von vielfachem Interesse sind. Die vier beigegebenen Stahlstiche stellen Schill's Brustbild, eine Scene aus dem erwähnten Drama, Schill's letzte Heldenthat und sein Grab dar. Letzteres, von einem jungen Landschaftsmaler, Bernhard Peters, an Ort und Stelle aufgenommen, ist getreu und ansprechend abgebildet. Ueberhaupt aber empfehlen wir das freundlich ausgestattete Büchlein mit dem Bemerkten, daß der Ertrag desselben für das von dem Baron von Bechelde gegründete Schill'sche Invalidenhaus bei Braunschweig bestimmt ist.

Adolf Hube.

**Wie Uli, der Knecht, glücklich wird.** Eine Gabe für Dienstkoten und Meisterleute von Jere-

mias Gotthelf. Zürich und Frauenfeld, Beyer. 1841. (gr. 8. 357 Seiten.)

Wenn wir den wahren Namen des Pseudonymen verrathen dürften, der uns hier als Jeremias Gotthelf in ächter schweizerischer Bauerntracht entgegentritt, so würden wir die Aufmerksamkeit noch mehr auf dieses ächte Volksbuch wenden, aber leider ist es uns noch nicht erlaubt, und wir geben ihn daher für jetzt noch zum Er-rathen auf. Wie sehr es aber der Verfasser verstand in Geist und Sprache derjenigen einzugethen, auf welche er hauptsächlich durch dieses Buch wirken wollte, geht daraus hervor, daß bereits in 3 Monaten nach seinem Erscheinen über 2000 Exemplare desselben abgesetzt waren, und es daher nur in wenigen an's Ausland versendet werden konnte. Auch ist fast zu befürchten, daß es in der Form, in welcher es hier erscheint, für Deutschland minder zugänglich sey, denn es ist dasselbe eines Theiles so voll Idiotismen, und stößt auf der andern durch seine charakteristische Derbheit so sehr gegen den feinen Anstand an, daß man sich dadurch vielleicht verletzt finden könnte, wenn nicht die kerngesunde, ernste und religiöse Haltung des Ganzen wieder vollkommen befriedigte. Der Verfasser hat sich übrigens schon in der Schweiz durch seine Volksschriften, wie „der Bauernspiegel“, „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“, „die Armennot“, u. s. w., als einen Mann ausgezeichnet, dessen ganzes Wesen mit dem Volksgeiste innig verwoben ist, und auch in jenen Schriften die vollkommenste Anerkennung gefunden. Wenn man irgend etwas als Volksschriftsteller an ihm tadeln wollte, so wäre es dieß, daß er oft zu sehr sich gehen läßt und zu wenig nach einer vollendeten, in sich abgerundeten Form ringt. Gleich allen kräftigen Naturen sträubt er sich dagegen, sich Fesseln anzulegen, indem er fürchtet, er möchte dadurch an Originalität verlieren. So liegt uns denn dieses in seiner Eigenthümlichkeit so ächt-schweizerische Werk in seiner ursprünglichen Form vor, und wer diese ganz zu fassen und zu würdigen versteht, wird es nicht bereuen, dem Buche in dieser seine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, doch dürfte vielleicht eine gefeiltere und für weitere Kreise zugänglichere Ausgabe davon in Kürze veranstaltet und versendet werden.

Aber der Verfasser hat auch in einem andern soeben in demselben Verlage erschienenen Werke gezeigt, wie ihm die höhere dichterische Sprache und Richtung zu Gebote stehe, und namentlich auch zum Vergleich beider Richtungen ist eine Zusammenstellung beider Arbeiten nicht uninteressant. Es führt den Titel:

**Ein Sylvester = Traum.** Von Jeremias Gotthelf. Zürich, Beyl. 1842. (S. 113 Seiten.)

In einem seligen Traume frommer Begeisterung wird der Dichter — denn als solcher erscheint der Verfasser in diesem kleinen Werke wahrhaft, ob auch ohne regelmäßige Metrik — in himmlische Gebiete entrückt, die er mit einer ungewöhnlichen Gluth der Farben beschreibt, und hier ist es wo folgende Schilderung eintritt:

„Ich war ganz dem Kinde gleich, das mit seinen Händchen nach dem Himmel greift; was Welten weit von mir sich bewegte, schien mich zu berühren; ich hatte noch kein Maas für die Unendlichkeit. Es schien mir, als konnte ich mit dem Finger klopfen an die Fensterchen der Hütten auf Erden, wo jetzt ein eigenthümlich Schauspiel sich entfaltete.

„Es war die heilige Stunde, in welcher Gott die seligen Geister zu den Thronen ziehen läßt mit reichen Geschenken zur Bescherung aufs neue Jahr. Seine Schatzkammern hatte Gott ihnen geöffnet, dort konnten sie Gaben wählen, die sie den Thronen heilsam wußten, und strömten dann gaben- und wonnereich den Thronen zu.

„Es war aber auch die fürchterliche Stunde, in welcher Gott die unseligen Geister ihrer Haft entbindet; aber keine Schatzkammer öffnet er ihnen, keine Gaben bringen sie, ja kein Laut war ihnen gegeben, kein Zeichen konnten sie geben, ja nicht einmal einen Schatten warf ihr Wesen.

„Der Drang der Angst trieb sie den Thronen zu, trieb sie in's Saatsfeld, das ihre Hände gepflegt; aber hier konnten sie sich nicht künden, konnten nicht warnen, konnten nur sehen, wie die Saat aufging, die ihren Händen entfallen war, konnten nur kosten, wie bittere Früchte sie trug den Thronen, den Menschen. Aber wie sie auch rangen, wie sie sich wandten, kein Laut entfuhr ihnen, kein Schatten entfiel ihnen, über die Klust zwischen Diesseits und Jenseits war keine Brücke für sie, keine Verbindung war ihnen gegönnt, kein Warnungszeichen. Es soll der Mensch glauben, wer Moses und den Propheten und Hühnern nicht geglaubt hat, der hat keine Stimme; ja nicht einmal einen Schatten, den Gläubigen der Seinen zu wecken.

„Ihre markdurchdringende Qual durchschauerte mich, aber störte die Seligkeit der Meinen nicht; die Rat.schlüsse des Vaters sind ihnen nicht mehr verborgen, und was wir nur in einzelnen Erscheinungen sehen, das ist ihnen offenbar in seinem ganzen großen Zusammenhange. Ich aber konnte nur schauen, und was ich in

der Heimath sah, hat in klaren Bildern sich eingepreßt in meine Seele, während die Bilder aus andern Welten meist in Nebel versunken sind. Einige dieser Bilder will ich darzustellen versuchen, die Fülle der ganzen Anschauung wäre zu viel für diese Schrift. Es war ein wunderbares Schauen in das Funkeln der Geister, die in seligem Verlangen der alten Heimath zuströmten, ihr wogend Heer durchzuckt von schwarzen Schatten, und wie in der Nähe der Erde der Strom sich löste, die glänzenden Gebilde sich förderten, leuchtend und strahlend, und gabeneich Jeder der Stätte zuilte, wo die Seinen weilten, wo er bescheren wollte mit Gaben aus den Schatzkammern des Vaters.

„Mein Auge war bei ihnen, schaute mit ihnen durch die Fenster der Hütten, der Paläste, schaute der Geister Bescherung, ja schaute mit den Geistern in die Seelen der Menschen und sah die Gedanken und Traumbilder auf- und niedersteigen in denselben. Aber was ich auf ein Mal sah wie mit einem Blicke, das muß ich erzählen langsam Eins nach dem Andern; aus dem wogenden, sprühenden Leben wird die Bewegung schwinden, und kalt und starr vor die Menschen treten, was so lebensreich mir in die Seele drang.“

Diese einzelnen Erscheinungen werden nun mit Liebe und Innigkeit wie mit Schmerz und Wehmuth geschildert, bis der Morgen dem Träumenden das Bewußtseyn wiedergibt und er nun über das Gesehene nachdenkt, und „was aus dem Trüben in fester Gestalt für ihn herausgetreten“ zum Schlusse noch verkündet in frommen und innigen, begeisterten und gläubigen Worten. Vielfach werden wir dabei an manche Stelle unseres Jean Paul in gleicher Beziehung erinnert, und lassen uns gern erwärmen von dem Glühenden, erheben von dem zu Gott Besflügelten.

**Das animalisch-magnetische Leben und seine Mysterien.** Für gebildete Stände von Dr. Karl Eduard Kirmse. Altenburg, Habig. 1842. (S. VI und 98 Seiten.)

Da diese kleine Schrift ausdrücklich für Nichtärzte bestimmt, so gehört eine kurze Anzeige derselben um so mehr hierher, als ihr Gegenstand ein in der Gegenwart vielfach angeregter ist. Der Verfasser sagt selbst im Vorworte darüber: „Wenn es nun auch den Bestrebungen berühmter Naturforscher und Philosophen ziemlich gelungen ist, das dunkle Gebiet des thierischen Magnetismus mit der hellglänzenden Fackel der Wissenschaft und Vernunft zu beleuchten und aufzuhellen, so

sucht doch die Neigung zum Wunderbaren und Uebernatürlichen die irrige Meinung, daß der Somnambulismus die höchste geistige Entwicklung des Menschen sey, immer weiter zu verbreiten. Es scheint mir daher, um das Falsche dieser Richtung des allgemeinen Glaubens zu zeigen, ein ruhiges und nüchternes Wort nicht zu unrechter Stunde, und so wagte ich, weit entfernt geprüfte Thatsachen abläugnen zu wollen, der Uebertreibung und Mystifikation entgegen zu treten und der wißbegierigen, gebildeten Welt die scheinbare Magie des Tellurismus aus physiologischen und psychologischen Gesetzen zu erklären." Von welchem Gesichtspunkte der Verfasser ausgeht, ergibt sich hieraus deutlich und in diesem Sinne ist das ganze kleine Buch geschrieben, wobei nicht zu verkennen, daß der Verfasser, wie er selbst sagt, begründete Lebenserscheinungen nicht in Zweifel zieht, aber der Geisterbannerei und übernatürlichen Einflüssen eben so auch entschieden entgegentritt. Dabei ist die Entwicklung seiner Theorie klar und verständlich, ruhig und anspruchlos, so daß Niemand der Aufklärung über diesen hochwichtigen Gegenstand sucht, das kleine Buch unzufrieden aus der Hand legen wird.

### Fortsetzungen.

**Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privatunterricht.** Mit besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht, von Chr. Deser. Leipzig, Einhorn. 1842. Dritter Theil. (gr. 8. VI und 325 Seiten).

Rasch, aber mit stetem Festhalten der vom Beginn an beobachteten Richtung ist dieses eben so nützliche als anziehende Geschichtswerk mit diesem dritten Theile, der die neuere Geschichte umfaßt, beendet worden. Er theilt dieselbe in 4 Perioden ein, wovon sich die erste von Luther bis zur Königin Elisabeth, die zweite von dieser bis zum westphälischen Frieden, die dritte von diesem bis zum Aufstande der britischen Kolonien in Nordamerika, (vielleicht kein ganz geeigneter Abschnitt, wozu sich der Anfang der französischen Revolution mehr zu eignen schien) und die letztere bis auf unsere Zeiten erstreckt. In jeder dieser Perioden beschäftigt sich der letzte §. mit den Verhältnissen der Frauen und rechtfertigt dadurch die Bezeichnung auf dem Titel, wie denn auch aus klassischen Dichtern mehrere Stellen in den Text bei anpassenden Gelegenheiten verwebt sind, die dem Ganzen eine freundliche Färbung geben, wie sie der Bestimmung des

Werkes analog seyn dürfte. Im Schlußworte spricht sich der Verfasser darüber noch näher aus, und eine chronologische Uebersicht der allgemeinen Geschichte nach den vom Verfasser beobachteten Perioden eingetheilt wird nicht minder willkommen seyn. Wir können das nun beendete Werk für Töchterschulen und Privatunterricht auf's Beste empfehlen.

**Das Buch der Welt.** Stuttgart, Hoffmann. Dritte Lieferung. (65 bis 96 Seiten.)

Dieses Heft enthält wieder manches Interessante mit recht guten, zum Theil kolorirten Abbildungen, welche eine Gegend aus Südamerika, Rio de Janeiro, das Pferd, die Fackeldisteln und die Kochenille darstellen. Zu diesen gehören die betreffenden Erklärungen und Abhandlungen von Duttenhofer und Berge. Ueberdies giebt A. Lewald einen kurzen Lebensabriß Andreas Hofers und von den obengedachten wird die Jagd auf der Ostküste Afrika's, so wie die Vorliebe mancher Vögel für glänzende Dinge geschildert. Endlich schließen artige Räthsel von J. J. Moser. Th. Hell.

### Literarische Notiz.

Der pseudonyme Verfasser der „Reiseerinnerungen aus dem Süden Ungarn's" und der „Wanderungen in Slavonien," welche die „Abend-Zeitung" brachte, ist dem Vernehmen nach mit einem größeren Werke über sein Vaterland Ungarn und die angrenzenden Länder beschäftigt, von welchem jene beiden Artikel als Bruchstücke zu betrachten sind. Ad. Grünhold, ein Municipalschreiber von Breslau lebend, kennt Ungarn und seine Umgebungen aus eigener Anschauung und gründlich wie Wenige. Dabei weiß er geschickt das volksthümliche Moment herauszuheben und den Lesern jene langweiligen Dinge zu ersparen, die sie aus den Zeitungen und Handbüchern der Geographie zur Genüge kennen zu lernen vermögen. Außerdem ist Grünhold meisterhaft bewandert in den magyarischen und verwandten Sprachen und Mundarten, und obwohl unparteiisch, doch so von Liebe für sein Vaterland erfüllt, daß man in dem genannten Werke jene gehässige Säure und Bospöttelung, wie man sie in norddeutschen Schilderungen österreichischer Zustände nur zu häufig findet, gänzlich vermissen wird.

Ladislaus Carnowski.